

fen kann, die seinem Geist entsprechen und die doch lebensfähig sind, mit denen er umgehen kann wie mit irgendeinem Naturwesen. Was in der Pflanzenwelt, was in der Tierwelt möglich war, muß auch in der Menschenwelt möglich werden. In Wirklichkeit war es ja immer auf diese Weise, daß Kultur sich verbreitete.

Aber hier möchte ich nicht schließen ohne einen sehr ernsten Hinweis. Daß diese Verantwortung den Menschen gegeben wird, das setzt voraus, daß ein Geschlecht heranwächst, das sich der Last bewußt ist, die eine solche Verantwortung mit sich bringt, das sich bewußt ist, daß hier ein neuer Weg ins Dunkle vorliegt, der auch dann noch gefährlich bleibt, wenn wir die Vergangenheit in allen Winkeln nach Hilfsmitteln durchforschen, die sie uns geben kann; ein neuer Weg in unbekannte Gegenden, der vielleicht zu ungeahnten Höhen führt, vielleicht aber auch zum Absturz. Damit müssen wir immer rechnen. Ohne dieses letzte Wagnis, ohne diese letzte Verantwortung, gibt es kein Vorwärts, das wirklich über das Gewesene hinausführte. Und die Menschheit steht heute vor der Frage, daß sie entweder vorwärts oder zugrunde gehen muß.

## DISKUSSIONSREDEN

### ANLÄSSLICH DES VORTRAGS VON RICHARD WILHELM ÜBER „DIE KRISIS DER CHINESISCHEN KULTUR“

C. T. Tsian

Die Achse des geschichtlichen Geschehens ist die Existenz, der Lebensunterhalt, der Wohlstand des Volkes. Anders ausgedrückt: Die Triebkraft der Geschichte ist das Volksleben. Die Geschichte der Menschheit ist eine Geschichte des Kampfes, aber nicht des Klassenkampfes. Denn bevor der Kampf von Menschen gegen Menschen war, hatte sich der Mensch gegen die Natur und die Tierwelt zu wehren. Von dieser Geschichtsauffassung des Volkslebens von Sun Yat Sen aus erlaube ich mir, einige Worte über die Krisis der chinesischen Kultur zu sprechen.

Eine Krisis der Kultur kann nur dann entstehen, wenn der Lebensunterhalt des einzelnen oder die Existenz einer Menschengruppe, einer Klasse oder einer Nation bedroht wird. Wenn in einem Lande Volkswohlstand herrscht, wird sich die Kultur blühend entwickeln. Die

Krisis der chinesischen Kultur ist, wie aus den Ausführungen von Herrn Professor Wilhelm hervorgegangen ist, nicht aus dem eigentlichen China allein entstanden, sondern auch von außen her übertragen worden.

Um an diesen ganzen Problemkomplex heranzutreten, glauben wir, daß wir zunächst die Ursachen dieser Krisis feststellen müssen, um die Überwindungsmöglichkeit finden zu können.

Der europäisch-amerikanische Imperialismus, aufgebaut auf das Wirtschaftssystem, getrieben durch die Raubgier, mittels der aus Intellekt produzierten Naturwissenschaft und Technik, der Beherrschung der Natur, ausgerüstet mit der Bibel und mit der Kriegskunst, hat sich seit etwa einem Jahrhundert die übrige Welt unterjocht. In der Politik heißt er Kolonial-, Kanonen- und Erpressungspolitik. In der Wirtschaft heißt er Sicherung des

Absatzgebiets und der Rohstoffquellen und Kapitalexpert. Die politische Unterdrückung schafft die Ausbeutungsmöglichkeit, die wirtschaftliche Ausbeutung stärkt die politische Unterdrückung. Überall in den Ländern, die der Imperialismus erreichte, fing der Zersetzungsprozeß der einheimischen Kultur an. Und selbst China, welches eine der europäischen ebenbürtige Kultur entwickelt hat, konnte seinem Schicksal der imperialistischen Unterjochung gegenüber nicht entrinnen. Dies sind die Ursachen der chinesischen Kulturkrise, die durch die äußere Beeinflussung entstanden sind.

Die inneren Ursachen der chinesischen Kulturkrise glauben wir in den folgenden Punkten zu finden.

1. Dem chinesischen Charakter entspricht es, sich mit der Natur zu befreunden, aber nicht Forschungen im europäischen Sinne anzustellen. Daher hat sich in der chinesischen Kultur keine Naturwissenschaft und Technik entwickelt. Die Mittel zur Beherrschung der Natur sind mangelhaft. So hat das chinesische Volk noch immer unter Naturkatastrophen, Überschwemmungen, Hungersnöten usw., zu leiden.

2. Die Grundzelle der chinesischen Gesellschaft und des chinesischen Staates ist die Familie, und zwar die Großfamilie. Das Individuum war oft im öffentlichen Leben ausgeschaltet. Das Bewußtsein des Familienverbandes oder der Sippe wurde besonders wachgehalten, während das Nationalbewußtsein selten in die Erscheinung trat.

3. Der chinesische Staat war immer nur für den Frieden, aber nie für den Krieg organisiert. Die Kunst zu töten findet keinen Anklang bei uns. Der chinesische Staat basierte auf der menschlichen Natur und nicht auf der Macht. Der Begriff der Nation war rein in Beziehung auf die Kultur gedacht, denn es hieß, wenn die Barbaren die Sitten und Gebräuche der Chinesen annehmen, werden sie als Chinesen be-

trachtet; wenn aber dagegen Chinesen die Sitten und Gebräuche der Barbaren annehmen, werden sie als Barbaren betrachtet. Jeder Chinese war ein Weltbürger.

4. Mangel an politischem Interesse infolge der langen fremdstämmigen Herrschaft. Die Gesellschaft war losgelöst vom Staat. Diese Loslösung hatte zur Folge, daß der Staat als Staat und die Gesellschaft als Gesellschaft für sich blieben. Die Gesellschaft hatte nichts von dem Staate zu erwarten.

5. Die außenpolitische Unkenntnis. Vor der Berührung mit Europa gab es in China fast keine Außenpolitik; es hat sich also dafür kein Organ entwickeln können.

6. Die Unfähigkeit der Mandschu-Regierung.

Alle diese Ursachen können wir in drei Kategorien ordnen: Die Existenz der Nation, die Staatsorganisation und das Wirtschaftssystem. Die Lösung dieser drei Fragen hat uns unser unvergeßlicher Nationalführer Sun Yat Sen hinterlassen. Es ist das dreifache Volksprinzip, das Prinzip vom Volkstum, von der Volksgewalt und vom Volksleben. Sun Yat Sen hat es als eine Lehre zur Rettung des Landes definiert.

Das Prinzip vom Volkstum: Wiederherstellung des Nationalbewußtseins. Befreiung des chinesischen Volkes von der politischen Unterdrückung und wirtschaftlichen Ausbeutung durch den Imperialismus. Niederkämpfung der Ungleichheit der Behandlung der Menschen infolge der Rassenvorteile. Für die Gleichheit und Gleichberechtigung aller Völker. Ein Volk darf nicht von anderen unterdrückt werden.

Das Prinzip von der Volksgewalt: Beseitigung aller politischen Ungleichheiten im Staat. Für gleiche Menschenrechte. Die Volksmasse darf nicht von einer kleinen Minderheit ausgenutzt werden.

Das Prinzip vom Volksleben: Niederkämpfung der Ungleichheit der Klassengruppierung innerhalb der Gesellschaft. Für die Gleichheit

des Besitzrechts aller. Die Armen und Schwachen dürfen nicht den reichen Machthabern ausgeliefert sein. Kontrolle des Kapitals. Gleiche Verteilung von Grund und Boden. Schaffung eines Staatskapitalismus. Verwirklichung der großen Gemeinsamkeit des Ideals des Konfuzianismus.

Um das Prinzip vom Volksleben zu verwirklichen, wollte Sun Yat Sen keinen Klassenkampf durchführen. Denn es gibt in China nur große und kleine Armut. Die noch nicht entfalteten Klassengegensätze sollen im Keim erstickt werden.

Entsprechend dem konfuzianischen Ideal der großen Gemeinsamkeit soll, nach Sun Yat Sen, das Volk in einem Staate nicht nur das Vermögen gemeinsam besitzen, die Politik gemeinsam kontrollieren, sondern auch alle übrigen Angelegenheiten, sei es irgendeine gesellschaftliche Einrichtung, sei es irgendein Lebensgenuß, gemeinsam ausüben.

Das chinesische Volk wird seine Kulturkrisis auf diese Weise überwinden. Die chinesische Kultur besitzt ja die Eigenschaft, den Volksgeist mit dem Zeitgeist in Harmonie zu bringen.

#### Professor Dr. Horowitz:

Von einer Krise der Kultur, die sehr wesentlich durch das Einströmen westlicher Elemente entstanden ist, kann man nicht nur in China reden; ähnliches vollzieht sich auch in anderen Gebieten Asiens, die uns räumlich näher liegen, im indischen und im islamischen Kulturkreis.

In Indien ist früher als anderswo von Staats wegen der Versuch unternommen worden, der einheimischen Bevölkerung europäische Bildung zuzuführen, und Macaulay, einer der einflußreichsten Vorkämpfer dieser Bestrebungen, versprach sich als ihr Ergebnis das Entstehen von Generationen von Indern, die, wenn auch ihrer Herkunft und ihrer Hautfarbe nach Inder, doch in ihren politischen, morali-

schen und geistigen Idealen Engländer sein würden. Seit bald 100 Jahren gibt es in der Tat Inder, die nicht nur mit den Ergebnissen der europäischen Wissenschaft bekannt, sondern auch mit der englischen Sprache und Literatur in einem Grade vertraut sind, wie keiner ihrer Vorfahren es je mit westlicher Bildung gewesen ist. Zu einem vollkommenen Bruch mit den Idealen der indischen Vergangenheit ist es allerdings wesentlich nur in der ersten Zeit gekommen; späterhin war es meistens so, daß bei den modern gebildeten Hindus zwei Welten nebeneinander bestanden: die aufs stärkste mit europäischen Gedanken und Einrichtungen durchsetzte Welt des geistigen Lebens, der Politik und des Berufes; und neben ihr, von Fremdem kaum berührt, das Leben der Gesellschaft und der Familie.

Die Einführung des Englischen als Unterrichtssprache hat das Entstehen einer nationalen Bewegung ermöglicht; im Englischen bot sich den Angehörigen der neu entstehenden Schicht der geistigen Führer ein Verständigungsmittel, welches die Verschiedenheiten der Herkunft, des religiösen Bekenntnisses, der Muttersprachen zu überbrücken geeignet war. Aus ihren englischen Schulbüchern hatten die Zöglinge der neuen Anstalten auch die politischen Ideen des englischen Liberalismus in sich eingesogen, und die indischen Nationalisten haben lange Zeit hindurch jede Einschränkung des Unterrichts im Englischen als eine politische Gefahr angesehen. In den Jahren vor dem Kriege haben öfters Inder mit Leidenschaft Anträge bekämpft, welche dem Unterricht in der Muttersprache der Schüler größeren Raum im Lehrplan einräumen wollten; sie sahen in solchen Bestrebungen der Regierung den Versuch, ihnen das wirksamste Mittel im politischen Kampf, den Besitz der englischen Sprache, zu entreißen. Inzwischen aber hat sich die Lage geändert: heute treten die englisch gebildeten Inder weithin dafür ein, die einheimischen Sprachen des Landes

zu Unterrichtssprachen auch der höheren Schulen und sogar der Universitäten zu machen. Versuche nach dieser Richtung werden bereits in einzelnen Gegenden Indiens unternommen, ohne daß sich heute schon sagen ließe, zu welchem Ende sie führen werden.

Auch in dem von den Engländern eingerichteten Erziehungssystem war die Beschäftigung mit der indischen Vergangenheit nicht ausgeschaltet; während aber niemand in Indien das Zeugnis einer höheren Schule oder einen Universitätsgrad erlangen konnte, der nicht vollkommen mit dem Englischen vertraut war, war eine Vertrautheit mit der indischen Kultur dazu nicht erforderlich. Es sind indessen in verschiedenen Teilen Indiens, unabhängig von der Regierung, Einrichtungen entstanden, die, ohne das Englische zu beseitigen, den Hauptnachdruck auf die Kenntnis der indischen Kultur legen, und die Zeit, in welcher alles Heil von einer ausschließlichen Übernahme europäischen Kulturgutes erwartet wurde, ist vorüber.

Nun könnte man freilich geneigt sein, in diesem Umschwung etwas Vorübergehendes zu sehen. Allein wenn man bedenkt, daß bisher im Unterrichtswesen die Mittel- und Hochschulen auf Kosten der Volksschulen eine bevorzugte Stellung eingenommen haben, und daß erst jetzt zum ersten Male etwas Durchgreifendes für den Volksschulunterricht geschieht, so versteht es sich von selbst, daß den indischen Massen, deren Gewicht sich in steigendem Maße geltend machen wird, die englische Bildung fremd bleiben muß, während die indischen Bildungselemente in ganz anderem Maße als bisher Eingang in den Unterrichtsplan erhalten.

Dazu kommt noch, daß jetzt auch der Unterricht der Mädchen stark gefördert wird und daß die indische Frauenbewegung an Bedeutung zunimmt. Wenn auch manche überlebten Einrichtungen dem Ansturm dieser Bewegung nicht werden standhalten können, so kann

doch kaum bezweifelt werden, daß das Heraus-treten der Frauen, der natürlichen Trägerinnen der Tradition, aus ihrer Abgeschlossenheit, für die lebensfähigen Elemente der einheimischen Kultur eine neue Stärkung bedeuten wird.

Der Gegensatz zwischen Europa und Asien liegt nicht darin, daß in Europa lediglich das Positivistisch-Weltbejahende und in Asien lediglich das Mystisch-Weltentsagende heimisch wäre; wohl aber ist das Stärkeverhältnis, in welchem diese Richtungen zueinander stehen, in Asien nicht das gleiche wie in Europa. In Indien reichen die Wurzeln der Weltabgewandtheit tiefer ins Erdreich als im Westen, und noch so starke europäische Einflüsse haben sie nicht zu entwurzeln vermocht. Nicht nur Männer wie Gandhi, welche die westliche Kultur ablehnen, sind typisch für diese indische Haltung zur Welt, sondern etwas Wesentliches von dieser Haltung läßt sich auch bei manchen indischen Führern beobachten, die zunächst jedenfalls den geistigen Einfluß Europas verstärkt sehen wollten, wie G. K. Gokhale. In der vollkommenen Gleichgültigkeit wider persönliche Erfolge, dem Verzicht auf irgendwelchen äußeren Gewinn, dem Dahingebensein an die Sache, lebt die Haltung neu auf, die auch die Asketen der Vergangenheit eingenommen haben; wenn allerdings auch der Gegenstand der Hingabe gewechselt hat.

Auch die islamische Welt ist, wie die ostasiatische und wie die indische, von Haus aus traditionsgebunden. Das Ideal ist das Festhalten an der Sunna, d. h. dem Herkommen, wie es, sei es der Prophet, der Stifter der islamischen Religion, geübt hat, sei es seine Zeitgenossen. Die Bedeutung der Sunna ist auch bei den Schiiten, die dem „sunnitischen“ Islam feindlich gegenüberstehen, nicht geringer, nur daß hier nicht das Herkommen des Propheten und seiner Gefährten maßgebend ist, sondern das Herkommen des Propheten und seiner Familie. Am allerschärfsten hält an

der Sunna diejenige Richtung fest, die heute wieder zu politischer Bedeutung in Arabien gelangt ist, die wahhabitische Richtung. Sie hält sich ausschließlich an die Sunna, lehnt jede „bida“ (Neuerung) ab, d. h. alles dasjenige, was in der Urzeit des Islam nicht schon vorhanden gewesen ist; im Gegensatz zu der mildereren Richtung, welche eine solche „bida“ zuläßt, wo sie den Ehrennamen einer „schönen Neuerung“ verdient. Es konnten so Vorstellungen und Einrichtungen Billigung finden, die zwar der islamischen Urzeit nicht bekannt waren, die aber dem Geist des Islam nicht widersprechen.

In neuerer Zeit sind Reformer aufgetreten, welche nicht mehr nur das Billigte, was allenfalls noch mit dem Herkommen zu vereinbaren war, sondern unter dem Einflusse westlicher Bildung die Frage stellten: was ist am Islam das Wesentliche und welches sind diejenigen Dinge, die zwar für die Zeit der Entstehung des Islam notwendig gewesen sein mögen, die aber heute überholt sind? Solche Versuche, so etwas wie das Wesen des Islam herauszuschälen, sind an verschiedenen Stellen gemacht worden, in Indien, in der Türkei, in Ägypten. Am weitesten ist man in der Türkei gegangen, wo man alles dasjenige abgeschafft hat, was vom Gesichtspunkt der nationalen Erneuerung aus als überlebt erschien. Dabei ist man auch nicht davor zurückgeschreckt, die Einheit der islamischen Welt anzutasten, einer Einheit der bis heute, so wenig wie der christlichen des europäischen Mittelalters, die staatlichen Grenzen Eintrag tun konnten. Die Einheit dieser Welt, die sich von Marokko bis nach Java erstreckt, beruhte nicht allein auf dem islamischen Bekenntnis (und der freilich nur idealen Zusammengehörigkeit zu einer von dem Kalifen geführten Gemeinschaft), sondern auch auf dem gemeinsamen Besitz gewisser Kulturgüter. Ein solches Gut, das auch im Erziehungswesen dieser Länder eine wichtige Stelle einnahm und für ihr

Kunstschaffen von Bedeutung war, ist die arabische Schrift. Alle Völker, welcher Herkunft auch immer, welche den Islam angenommen, haben auch diese Schrift übernommen; jetzt aber haben die türkischen Staaten der Sowjetunion und schließlich auch die osmanische Türkei dieses arabische Alphabet abgeschafft und durch das lateinische ersetzt. Das bedeutet eine weitgehende Annäherung an die europäische und eine bewußte Lösung von der islamischen Kultureinheit.

Der Islam hat freilich auch früher bereits ihm ursprünglich fremde Kulturelemente westlicher Herkunft in sich aufgenommen; insbesondere ist die griechische Wissenschaft, vor allem die Medizin und die Naturwissenschaften, die im vorderen und mittleren Orient bereits in vorislamischer Zeit heimisch geworden waren, in die islamische Kultur übergegangen. Es gibt noch heute Schulen der „griechischen Medizin“ — eine solche besteht z. B. in Delhi —, in der diese Medizin so gelehrt wird, wie sie von den arabisch schreibenden Ärzten des Mittelalters weitergebildet worden war, und die ganz am Alten hängenden Kreise halten manchmal diese griechische Medizin, die mit dem Islam von Haus aus gar nichts zu tun hat, für etwas fast ebenso Unantastbares wie gewisse religiöse Einrichtungen.

Die frühere Auseinandersetzung des Islam mit dem Westen ist aber nicht tief gegangen. Der Islam hat von der griechischen Kultur ausschließlich die Wissenschaft übernommen, und auch hier im wesentlichen nur die exakten Wissenschaften. Schon die Philosophie ist nur in vergrößerter Form und in einer Auswahl an den Islam gelangt, welche ihm die größten Leistungen vorenthielt. Heute dagegen gibt es in mehreren islamischen Ländern Männer, welche zu der europäischen Kultur ein viel innigeres Verhältnis haben, zum Teil in europäischen Ländern aufgewachsen und nicht nur mit der Wissenschaft und Technik des Westens

vertraut sind, sondern auch ein wirkliches Verständnis für die Literatur und Kunst europäischer Länder besitzen.

Als vor mehr als 100 Jahren Goethe seinen West-Östlichen Diwan in die Welt hinausgehen ließ, konnte aus dem Osten kein Echo zurücktönen, schon deshalb nicht, weil es niemanden gab, der die Sprache des Dichters verstanden hätte. Vor wenigen Jahren aber hat ein mohammedanischer Dichter in Indien, Muhammed Iqbal, in seiner „Botschaft des Ostens, eine Antwort auf den Diwan des deutschen Dichters Goethe“ gegeben. Die Auseinandersetzung zwischen der Kultur des Orients und der europäischen hat begonnen. Und ganz im Gegensatz zu Goethes Zeit weist heute der islamische Osten eine viel größere Zahl wirklicher Kenner der europäischen Kultur auf, als Europa wirkliche Kenner der islamischen Kultur besitzt; vielleicht dürfen wir hoffen, daß Institute nach Art des China-Instituts Mittler ausbilden werden, welche uns den Osten, vor allem auch den heutigen Osten verstehen lehren, so wie manche dieser Orientalen ihren Landsleuten den Westen nahebringen.

Dr. C. G. Jung (Zürich):

Verehrte Anwesende! Es sind mir, als ich die chinesische Kultur näher kennenlernte, verschiedene Dinge aufgefallen, vor allem, daß China ganz im Gegensatz zu uns in puncto Rasse und Geschichte eine enorme Kontinuität besitzt, viel größer als jede Kultur, die wir auf unserer westlichen Hemisphäre kennen. Und vielleicht eben gerade aus diesem Grunde zeigen sich bei uns gewisse psychologische Schwierigkeiten, die China nicht hat, weil eine ganz kontinuierliche Kultur immer auf frühere Stufen menschlicher Geistesentwicklung aufgesetzt ist und aus jener Zeit Bewußtheiten mitnimmt, die spätere Stufen, die auf fremde Grundlagen aufgesetzt sind, nicht mitnehmen können. Was ich mit dieser etwas dunklen Bemerkung meine, ist einfach

das: wenn eine Kultur, sagen wir, im Jahre 3000 v. Chr. beginnt, so beginnt sie in einem Moment menschlicher Geistesentwicklung, der noch so früh ist, daß der primitive Mensch noch in höherem Maße am Leben ist. Die Instinkte sind in jener Zeit noch deutlicher, noch unleugbarer als später, wo sie überlagert werden durch alle möglichen Kulturerrungenschaften. Infolgedessen eine so alte und kontinuierliche Kultur sich höchstwahrscheinlich über Instinkten aufbaut, während unsere Kultur, die sich gewissermaßen über die Instinktstufe geschoben oder darübergelagert hat, auf einer anderen Grundlage sich aufbaut und jene alten Instinkte gewissermaßen abschneidet, indem sie nicht natürlicherweise daraus emporgewachsen ist, infolgedessen dann jene uralten Wachstumstribe, die in den Instinkten liegen, jene schöpferischen Keime, nicht richtig durch die Decke hindurchwachsen können, wodurch dann merkwürdige Störungen entstehen. Diese Störungen finden Sie beim Einzelindividuum sehr deutlich, z. B. wo bei gewissen Kindern irgendeine fremdartige Erziehungsmethodik eingesetzt hat und die ursprünglichen instinktiven Grundlagen zudeckt, so daß sich etwa merkwürdig verkümmerte Triebe oder merkwürdige Verdrehungen des Wachstums herausbilden, die in der obliegenden Bewußtseinsdecke natürlich alle möglichen Störungen verursachen. Und das kann auch mit ganzen Kulturen der Fall sein. Ich möchte mich heute nicht anheischig machen, unsere westlichen Kulturen zu kritisieren; das würde zu weit führen. China schien mir eine Kultur zu zeigen, die deutlich über Instinkten aufgebaut ist. Und das ist etwas, was sich bei uns im Westen nicht findet, weil sich bei uns historisch sehr viele Umwälzungen begeben haben, und zwar ganz andere, als sie in China je vorgekommen sind.

Das ist also der erste Gewinn, den wir psychologisch von China nicht nur erhoffen dürfen, sondern auch wirklich bekommen haben.

Wir können in China Gesellschaftsformen, Beziehungsformen, auch religiöse und philosophische Formen bemerken, die dem instinktiven primitiven Leben sehr viel besser angepaßt sind als unsere Anschauung.

Ich will nur eines hervorheben. Bei uns reden wir immer davon, wie die Sachen sein sollten. Wir denken immer nur: man sollte das so und so machen, es sollte so und so sein. Also z. B. wenn Sie irgend etwas lesen, eine ethische Zeitschrift oder etwas dergleichen, dann wimmelt es ganze Seiten herunter von lauter „sollte“, man sollte dies, man sollte das. Man fragt aber nie die Natur: wie ist es und wie wächst es natürlich? Man will immer von außen der Natur etwas aufzwingen, und darum muß hier etwas abgeschnitten, dort etwas zugefügt werden, das oder das darf nicht sein, das oder das muß unterdrückt werden; und dadurch ergeben sich eine Menge Unnatürlichkeiten, die sich im psychologischen Leben des Individuums schwer rächen, nämlich in Form von Neurosen. Insofern nun die Krankheiten, die unter meine Hände kommen, nicht nur persönliche Kuriositäten, sondern in der Hauptsache psychologische Schwierigkeiten sind, die sich aus der allgemeinen Problematik der westlichen Welthälfte ergeben haben, insofern zeigt mir nun China etwas ganz außerordentlich Lehrreiches. Allerdings müssen wir uns hüten, hier etwa ins Nachahmen zu verfallen. Wir können China niemals nachahmen, auch Indien nicht. Wenn wir meinen, wir könnten die indische Psychologie unbesehen auf unseren Boden überpflanzen, so ist das ein Irrtum, oder wenn wir meinen, wir könnten chinesisches Leben in irgendwelcher Form nachahmen, so ist das ausgeschlossen. Denn es kann bei uns nur das gedeihen, was wirklich aus unseren eigenen Wurzeln wachsen kann. Wir dürfen den Irrtum nicht noch einmal begehen, eine fremde Kultur unbesehen auf uns überpflanzen zu wollen. Wir sollten China gewissermaßen als den älteren Bruder betrach-

ten, mit aller Verehrung und Hochachtung, aber auch mit aller Kritik, indem wir bedenken, daß der ältere Bruder vieles erreicht hat, was uns lehrreich sein kann. Aber wir sind der jüngere Bruder, und wir sind als Individualität durchaus verschieden von China in Blut, in Geschichte und in Geographie. Dieser Umstand ist nicht leicht zu nehmen. Denn das Volk, welches auf diesem Teil der Weltkarte wohnt, ist unter allen Umständen ein anderes Volk als das, was in jener anderen Gegend wohnt.

Wenn wir unsere Eigentümlichkeit verstehen wollen, so müssen wir in der Geschichte etwas zurückgehen, um jene Ereignisse wieder aufzufinden, welche zu dieser merkwürdigen Tatsache geführt haben. Unsere westliche Welt, die ja sowieso schon von einer äußerst heterogenen Zusammensetzung ist, ist in der römischen Zeit bekanntlich durch asiatische geistige Produkte infiziert worden. Diese Infektion hat sich als ganz natürliche Folge aus der Eroberung des nahen Orients ergeben. Damals hat der Westen mit überlegener Technik und Organisation den Osten überflutet und tributpflichtig gemacht und hat die geistigen Einflüsse des Ostens dafür eingesteckt. Sie wissen ja alle, daß damals die römische oder griechische Religion kaum mehr den Namen einer solchen verdiente. Die Tempel waren allgemein in Verfall, wurden zwar hier und da etwas aufgefrischt, aber im großen und ganzen war die Sache etwas betäublich, und es hat sich damals allgemein eine förmliche geistige Hungersnot eingestellt, so daß man von fern her alle möglichen Götter importierte. So ist z. B. die römische Cäsaren- und Militärreligion, ja, man könnte fast sagen, die römische Religion par excellence, die Religion des Mithras, aus Kleinasien herübergebracht worden. Das Christentum war von ähnlicher Entstehung, wie Sie wissen; von anderen etwas entfernter liegenden Kulturen wollen wir nicht reden. Damals hat gewissermaßen der Osten seine gei-

stige Erbschaft an den Westen abgetreten, und diese Erbschaft ist vom Westen gierig aufgeschluckt worden.

Dieses Phänomen müssen wir nach zwei Seiten hin verstehen. Entweder ist diese merkwürdig rasche Assimilation so vor sich gegangen, daß im Westen ein Hunger nach etwas von dieser Art bestand, oder es ist so gewesen, daß diese fremden Ideen eine besondere, sagen wir, Suggestivkraft besessen hätten. Wir können niemandem eine Suggestion aufnötigen, der sie nicht unbewußt aufnehmen will. Wenn jemand z. B. sich eine Suggestion nicht will erteilen lassen, so braucht er sie gar nicht anzunehmen, und wenn er sie momentan annimmt, so gibt er sie schon nach wenigen Augenblicken wieder ab, und die Wirkung ist verfliegen. Wenn daher jemand eine Suggestion empfängt und sie festhält, so wissen wir, daß er sie auch gewollt hat. Ich sage das, um daraus noch einen weiteren Schluß ziehen zu können, nämlich den, daß die römische Zeit, welche die Ideen des nahen Ostens so gierig aufgeschluckt hat wie trockener Boden das Wasser, eben im äußersten bereit war, solche Ideen auch aufzunehmen, weil diesen Ideen ein instinktives Bedürfnis der römischen Welt nach dem Spezifischen, das der Osten noch dazu zu geben hatte, entgegenkam. Ich möchte mich hier nicht in eine Dissertation über die damalige Zeit verirren. Den Erfolg, der eingetreten ist, kennen Sie ja alle: der Westen hat die Ideen des Ostens übernommen und hat sich damit weiter entwickelt.

Der Moment, in dem der Westen den Osten damals übernahm, war kein zufälliger. Es war ein Moment, wo eine alte Religion im Zerbröckeln war und wo infolgedessen das Bedürfnis nach einer Erneuerung bestand. Aber die zerfallende Religionsform war insofern nicht gleichgültig, als das Stadium, in dem sich die religiöse Entwicklung damals befand, eben ein spezifisches war. Religionen haben nämlich ihre Lebensdauer, ihre verschiedenen

Entwicklungsformen. Alle bekannten Religionen von Kulturvölkern sind aus primitiven Formen entstanden und haben sich meistens durch gewisse Formen hindurch auf einen Höhepunkt entwickelt und sind dann auf diesem Höhepunkt entweder zum Stillstand gekommen oder wieder untergegangen. Gewöhnlich entsteht aus der primitiven religiösen Sphäre ein Zustand, den man mit Polydämonismus bezeichnen könnte. Dieser Polydämonismus entwickelt sich mit der steigenden Kultur des Volkes zu einem Polytheismus, und der Polytheismus, wenn er Zeit genug hat, entwickelt sich ins Philosophische. Es ist dann so, wie wenn die vielen Götter zu ebenso vielen Ideen würden, mit denen nun der Verstand des Menschen zu operieren beginnt, und daraus entsteht dann eine mehr oder weniger philosophische Religionsform. Diese Entwicklung sehen wir z. B. im fernen Osten. Etwas Ähnliches hat sich entwickelt in der Zeit der synkretistischen Religionen vor 2000 Jahren und hat sich damals logischerweise auf den zerfallenden griechisch-römischen Polytheismus aufgepflanzt. Der griechisch-römische Polytheismus war eine polytheistische Form, die ihre höchste Vollendung erreicht hat. Die höchste Vollendung einer solchen Form ist natürlich immer die vollkommenste Auswirkung in gedanklicher und ästhetischer Hinsicht. Griechenland und Rom haben in dieser Hinsicht herrliche Werke geschaffen und konnten ihre Götter sozusagen in reichster Entfaltung erleben, bis dann diese Götter infolge ihres dissoluten Lebenswandels ein bißchen anrücklich geworden waren und infolgedessen ihre Autorität verloren. Und da hat sich dann das Bedürfnis ergeben, an Stelle von Jupiter oder Zeus oder Pan oder irgendeinem anderen Gotte gewisse Ideen zu setzen und zu sagen: Diese Götter heißen eigentlich das und das, sind der und der Begriff oder die und die Idee. Und so entstand denn eine gewisse philosophische Richtung.



Nun wurde dieser Prozeß, wie Sie wissen, beträchtlich gestört durch die sich bereits meldenden Vorläufer der Völkerwanderung, wo Völker hereinkamen, die noch im polydämonistischen Zustand waren, soweit uns das nach den Nachrichten der Alten bekannt ist. Jedenfalls waren die germanischen Völker in diesem polydämonistischen Zustand. Und infolge politischer Umstände, nicht etwa infolge einer besonderen Liebe oder eines besonderen Verständnisses dafür, haben diese Völker die Religion, die ihnen auf der Spitze römischer Lanzen vorgesetzt wurde, verständigerweise angenommen. Wir wissen ja noch von den alten Britanniern, wie sie die römischen Sendboten mit Furcht und mit Zittern empfangen und es für klüger fanden, die christliche Religion anzunehmen, als sie zu verwerfen. Denn Christentum und römische Legionen waren für diese noch kindlichen Völker schlechthin identisch. Ich habe in dieser Hinsicht ganz Ähnliches in Afrika gesehen. Ich habe mich eine Zeitlang bei einem sehr primitiven Stamme aufgehalten, der vom Christentum noch nicht berührt war. Ich habe das Seelenleben dieser Menschen, soweit mir dies möglich war, zu erforschen versucht und habe dort etwas gesehen, was eine vollkommene Analogie zu dem zeigt, was ich Ihnen von den alten Germanen sagte: diese Leute identifizieren den Missionar oder das, was der Missionar sagt, geradezu mit dem Maschinengewehr. Der Missionar sagt: Man soll das nicht denken und soll jenes nicht denken usw. Aber was er eigentlich sagt, das verstehen sie schon gar nicht. Sie wissen nur, daß er sagt, man dürfe die und die Gebräuche nicht haben, man dürfe nicht sagen, die Sonne sei göttlich oder so etwas. Die Mission ist nach Auffassung der Leute identisch mit dem „Disi“ (D. C.). Dieses Wort ist die englische Abkürzung für District Commissioner, und Disi ist der deus. Wir können „Disi“ für gewisse Gegenden direkt mit Gott übersetzen. „Disi“ ist identisch mit dem Maschinengewehr. Wenn sie also nicht

so und so denken, so kann es geschehen, daß der „Disi“ das merkt und mit den Soldaten kommt. Infolgedessen ist es besser, sie sagen, sie seien alle Christen, obwohl die Leute vom Christentum überhaupt keine blasse Ahnung haben. Diese guten Leute sind durch die Nachbarschaft der Mission, die von ihnen mit dem Christentum identifiziert wird, und der Soldaten dermaßen eingeschüchtert, daß sie sich notgedrungen als Christen bezeichnen, genau wie unsere Vorväter, und dabei natürlich vom inneren Sinn gar nichts verstehen. Man könnte ja sagen, sie werden schließlich etwas davon begreifen und werden sich damit dann so eine Art von halbprimitiver Religion aufbauen. Aber es ist noch etwas anderes passiert. Diese Leute sind nämlich auch von ihrem Instinkt losgekommen. Das habe ich daran gesehen, daß mir der greise Zauberer und die sämtlichen Väter des Stammes beinahe tränenden Auges versichert haben, als ich sie nach Träumen fragte: „Wir haben keine Träume mehr.“ — „Wieso ist das möglich?“ sagte ich zu dem Zauberer. „Du bist doch Zauberer, und die Zauberer haben immer Träume.“ Da sagte der Zauberer: „Ja, mein Vater hat noch Träume gehabt, aber ich habe keine mehr.“ — „Warum hast du keine Träume mehr?“ fragte ich, „das ist doch nicht möglich, du träumst doch gewiß noch, wenn du schläfst.“ Und da sagte er: „Wenn ich nachts schlafe, habe ich keine Träume mehr.“ Ich fragte: „Seit wann hast du keine Träume mehr?“ und erhielt die Antwort: „Seit die Engländer im Lande sind.“ Das war verblüffend: der Mann träumt nicht mehr, seit die Engländer im Lande sind. Denken Sie, wenn uns das passierte, wenn z. B. seit der Besetzung des Rheinlands der deutsche Reichspräsident nicht mehr träumen könnte! Nun haben mir alle Alten des Stammes versichert, das sei so, der Mediziner habe keine Träume mehr, auch die alten Leute hätten keine Träume mehr — bis ich schließlich herausgefunden habe, daß sie zwei Arten

von Träumen unterschieden, den großen und den kleinen Traum. Der große Traum allein wird als wichtig erachtet. Er enthält die Anweisungen für das Leben des Stammes, für Krieg und Frieden, Auffinden verlorener Viehherden usw. Und diese Träume hatten sie nicht mehr. Sie sagten: „Wir haben keine Träume mehr, weil ja der Disi alles weiß.“ — Unseren Vorvätern ging es wohl irgendwie ähnlich. Der Römer, der wußte es. Man nimmt seine Religion an; was man damit macht, das war ihnen natürlich nicht klar. Sie haben sie wahrscheinlich für eine Art von Magie gehalten, genau wie ein Neger, der seinen Missionar zehn Jahre lang hoch verehrte und ihn im zehnten Jahre umbrachte. Vor Gericht wurde er gefragt: „Warum hast du denn den Missionar getötet, er war doch das Musterbeispiel eines guten Christen?“ Und da sagte er: „Ja, zehn Jahre bin ich zu ihm gegangen, um die Magie des weißen Mannes zu lernen, weil ich einen Feind habe, den ich töten will und nicht angreifen kann, weil er stärker ist, und da wollte ich die Magie des weißen Mannes lernen. Und zehn Jahre habe ich dem weißen Mann gedient, und es ist mir doch nicht gelungen, meinen Feind umzubringen. Darum habe ich den Missionar schließlich totgeschlagen.“

Die religiöse Entwicklung ist eine psychologische Entwicklung, und wenn diese durch etwas Fremdes abgedrängt oder unterdrückt wird, dann müssen irgendwelche Störungen und Schwierigkeiten eintreten. Heutzutage, wo wir wieder offenbar an einer Stelle des Weltgeschehens angelangt sind, wo alte Religionsformen bröcklig werden, sind wir natürlich in einem Zustand verminderter geistiger Resistenz und können infiziert werden. Zu gleicher Zeit passiert es, daß wir den Osten unterjocht haben. Dafür dringen bei uns die Ideen des Ostens ein. Wenn Sie vorurteilsfreien Auges betrachten, was heute geschieht, wenn Sie zählen, wie viele Mitglieder die Theosophie hat, die Anthroposophie, die Mazdaznan-

lehre, die Bewegung des Abdul Bahai usw.: Das ist der Osten, der bei uns eindringt. Wir haben ihn zwar politisch überwunden, aber in den Ideen kommt er zurück. Er könnte uns überwinden, und dann hätte sich die Weltgeschichte eben wiederholt.

Nun weiß ich nicht, ob es so gehen wird. Jedenfalls wünsche ich persönlich, daß es nicht so gehen möge, sondern daß wir diesmal in unserer Entwicklung nicht noch einmal gestört werden und etwas Fremdes über die schon gestörte Unterlage drüberlegen. Wir müssen — und ich bemühe mich, das auch in praktischer Hinsicht zu tun — die Ansätze zu einer weiteren Entwicklung aus sich selber heraus entfalten und nicht in die bereits gegebenen östlichen Formen hineingießen, obschon die Versuchung dazu außerordentlich groß ist. Diese Aufgabe hat mich dazu geführt, überhaupt hier auf Ihrer Tagung zu sprechen; denn sonst würde ich es gar nicht gewagt haben, vor Sie zu treten, da ich mit China sonst gar keine Beziehungen habe. Meine Beziehungen sind lediglich von dieser inneren Natur. Ich bin gewissermaßen über den Weg der Träume und des Unbewußten plötzlich in China aufgetaucht, wie ich zu meinem Erstaunen gesehen habe, und als ich auf der anderen Seite auftauchte, fand ich dort Wilhelm, dessen Bemühen es ist, uns den Geist des Ostens zu erschließen.

Dr. Hans Prinzhorn:

Lassen Sie mich versuchen, noch einmal den Blick auf die Hauptfragen unserer Beziehung zum Chinesischen zurückzulenken, die auf der Tagung im Vordergrund gestanden haben, aber manchmal etwas von den Nebenbeziehungen überwachsen worden sind.

Der kleine Beitrag, den ich Ihnen bringe, setzt sich aus zweierlei zusammen. Einmal schöpft er aus der einfachen praktischen Erfahrung, wie sie bei der psychotherapeutischen Behandlung ganz von selbst sich einstellt, andererseits betrifft er einen wissenschaftlichen

Sachverhalt, der, von jener praktischen Erfahrung aus gesehen, seine kulturelle Bedeutung für das, was dem Osten und dem Westen gemeinsam ist, in überraschender Weise enthält.

Uns, die wir mit Menschen arbeiten, um Störungen des seelischen Gleichgewichts — sei es aus abnormer Anlage, sei es aus Schäden der Entwicklung in Milieu und Erziehung, sei es aus Erlebnis-Chok — überwinden zu helfen, bedrängt natürlich zutiefst und im stillen fast unablässig eine einzige Frage: die Frage nach dem letzten Richtpunkt unseres Tuns. Von außen gesehen scheint der ganz einfach „gegeben“ zu sein: ein Mensch verlangt Hilfe wegen bestimmter Störungen, spürbar in Symptomen, die er uns schildert, die seinem Lebenslauf den freien Ausschlag behindern. Unser ärztliches Wissen, aus formulierter Lehre und aus persönlicher Erfahrung mehr oder weniger solide aufgebaut, hat Mittel bereit, die gegen solche Störungen wirken. Wir sind da, um diese Mittel richtig anzuwenden. Unsere persönlichen Neigungen samt der Pflicht des freigewählten Berufs zeigen uns, wie wir das machen, was wir Psychotherapie — „Seelenheilkunst“ — nennen.

Gesetzt nun, wir hätten in der Tat den Aberglauben der Positivisten von 1900 längst überwunden, wir sähen den Menschen durchaus nicht mehr als ein mehr oder weniger kompliziertes Kraftfeld von Atomgruppen hinreichend dargestellt, sondern wir sähen ihn wieder als ein Leib-Seele-Wesen inmitten der lebendigen Wirklichkeit einer weiten Welt, inmitten aller wachsenden Gebilde, eingefügt in Rhythmen, die letzten Endes kosmischer Art sind. Und gesetzt ferner, wir sähen den nur-menschlichen Geist mit seinen Gedanken, seinen Taten und Werken hinausgreifen über den Bestand jener Mächte und Abläufe, von denen wir immer hören, daß sie in China unangetastet geblieben sind von der Weltauffassung — d. h. der Naturvor-

gänge, an denen der Geist nichts ändern kann: Wachstum vollendeter Gebilde und rhythmische Folge unverrückbarer Ordnungen.

Wir Praktiker müssen alles am Lebendigen bewahren, was wir zu erkennen meinen. Was nützen uns und den Ratsuchenden solche tieferen Einsichten in das Wesen des Lebens? Stülpen wir damit etwa unserem exakten Fachwissen unversehens die Mütze der Weisheit auf? — Ach nein, wir geraten vielmehr — eine merkwürdige Paradoxie — in eine Reihe von Widersprüchen hinein, die uns selbst dann, wenn wir ihrer mit dem gesamten Rüstzeug unseres abendländischen Denkens und unserer Wissenschaft Herr zu werden suchen, recht heftig und dauernd beunruhigen müssen. Um eine dieser Paradoxien kurz zu skizzieren: je tiefer wir hineinblicken in das innere Gefüge des Menschen, dessen Nöte wir zu beheben suchen, desto weniger können wir mit unseren Denkformen ausrichten, zumal mit den im 19. Jahrhundert geltenden. Von jedem Symptom des gestörten Gleichgewichts aus gelangen wir mit wenigen Schritten erfahrungsgemäß mitten hinein in die innere Kammer des Ratlosen, mit dem wir arbeiten. Wir finden ihn — soviel ist gewiß — uneins mit sich selbst, d. h. in einem Zustand, der ebenfalls in Ostasien in dieser Form kaum vorzukommen scheint: wir finden ihn dauernd im Konflikt zwischen zwei Antrieben von fast gleicher Stärke, die sich nicht ganz eindeutig zu erkennen geben. Nennen wir sie etwa „Ich“ und „Gemeinschaft“, so klingt das zu modern, zu soziologisch, und begreift nicht entfernt alle wirkenden Spannungen in sich. Nennen wir sie „Lust“ und „Realität“ oder „Subjekt“ und „Objekt“, so trifft das erst recht zu: es sind nicht die Spannungen darin enthalten, um die es sich handelt. Von moralischen Gegensätzen, wie „gut“ und „böse“ ganz zu schweigen, die die Sache gar nicht treffen. Benennen wir die Gegenkräfte etwa „Idealität“ und „Realität“,

die zwei Stufen des Menschseins, so scheint am ehesten die eigensüchtige Quälerei dieser Zwiesprache, das Verstricktsein des realen Ich in Wunschgedanken von einem Ideal- oder Über-Ich zum Ausdruck zu kommen, das Goethe noch volkstümlich-schlicht als Kampf der zwei Seelen in der Brust schilderte, die ihre Wünsche gegeneinander geltend machen. Nun, diese Wünsche sind, von uns aus betrachtet, gut-bürgerliche Bildungswünsche, die sich noch immer, nach etlichen verlängerten Pubertätswirren, ganz gut in Einklang haben bringen lassen. Diese Wirren sind es längst nicht mehr, die uns Pein machen; mit ihnen ist leicht umgehen. Schwieriger ist es schon, wenn wir von einem „Ich“ und einem „Selbst“ reden, wie das heute vielfach geschieht. Aber da gelangen wir in die Nähe der christlichen Heilslehre und können uns von dort Rat holen oder, in umgekehrter Reihenfolge wie etwa bei der Inquisition dunklen Angedenkens: wir können den Ratlosen dem Arm der kirchlichen Seelsorge überantworten.

Der schwierigste Fall jedoch, der, der uns eigentlich Mühe macht, ist jener, der sich dem Urkonflikt genähert hat, und der bleibt bei uns, bei den weltlichen Seelsorgern. Er will kein Dogma, er will kein Kompromiß; er will durchdringen zu einer Sicherheit, die unangreifbar ist vom Zweifel, einer Weltsicherheit, die also — so müssen wir es für uns im stillen deuten — sich zutiefst überhaupt auf keine greifbare Gestalt, auf keine menschliche Lehre mehr stützt und die eben wirksam wird, aus der Teilhabe an den wirkenden Lebensmächten.

Schauen wir nun aus nach Wissenden in diesen Fragen, so hören wir etwa: „Die von alters tüchtig waren als Meister, waren im Verborgenen eins mit den unsichtbaren Kräften.“ Oder wir hören vom Berufenen: „Er setzt sein Selbst hinten und sein Selbst kommt voran... Weil er nichts Eigenes will, darum wird sein Eigenes vollendet“ — und eine ganze Reihe

ähnlicher wegzeigender Weisheitsworte. Damit hat uns Laotse die Antwort gesagt — Dschuang Dsi stimmt ein, Kungtse, der Praktiker des öffentlichen Lebens, gleichfalls: wir sind unversehens mitten in das altchinesische Weltbild hineingeglitten.

Was sollen wir nun praktisch tun? Sollen wir den Suchenden in die alte, ferne und womöglich versinkende Kultur Chinas hineinlocken? Oder böte sich etwa in unserem abendländischen Weltbild irgendwo verwandtes Kulturgut dar? Gewiß, es gab und gibt einzelne aus ihrer Substanz heraus Wissende bei uns, aber sie sind schwer zu erkennen, sie sehen ganz anders aus als altchinesische Weise und erst recht als europäische Gelehrte oder Würdenträger. Man möchte an die Geschichte denken, von dem Philosophen, der in einen Bettler hineinfuhr und in diesem bescheidenen fremden Körper, fern vom Prunk des Bildungsbetriebes, seiner Erkenntnis lebte. So ähnlich könnte man sich die Beziehung zwischen Substanz und öffentlichem Ansehen vorstellen, die bei uns für die großen Wissenden üblich ist. In Wahrheit wirken solche Persönlichkeiten, in ihrer scheinbar europäischen Hülle, gleichsam unterirdisch aus denselben Lebenstiefen wie die chinesischen Weisen unaufhaltsam weiter über die Generationen hin. Um die beiden wichtigsten Wirkmächte dieser Art zu nennen: Goethes Weltweite und Nietzsches sprengendes Schweifen (in seinem Werk!) stellen fast die gleiche Aufgabe für das Menschentum und das Weltbild, das der heraufkommenden Zeit. Bachofen weist letzte Tiefen auf, was bisher allerdings kaum jemand verstanden hat; Klages war ein Vierteljahrhundert lang fast der einzige, der aus dieser Welt heraus lebte und sie zu gestalten suchte — bis in die letzten Jahre hinein —, auch er wieder das Äußerste an Europäertum, und darin verborgen zeitlose Urtiefe der Substanz. Eben erscheint in Spanien in dem Philosophen Ortega y Gasset der erste Bundesgenosse, der klar und radi-

kal ist. Auch er begründet auf Goethe und Nietzsche die Aufgabe unserer Zeit. Warum? Weil diese beiden allein die Majestät des Lebens höher gestellt haben als die Kulturen der Menschen und im Einklang mit dem Leben die Lösung suchten. Dies aber und nichts anderes ist der Sinn des Konflikts, der heute die Feinfühligen in unstillbarer Erregung hält, ob sie es wissen oder nicht, ob sie die Gegner Leben und Geist, Trieb und Wille, Es und Ich, Spontaneität und Kultur, oder wie immer nennen — darin mögen sie ihren persönlichen Neigungen folgen und jeder mag irren nach seinen persönlichen Schranken: erschaut und erkannt sind jedenfalls wieder die Urmächte. Aufgabe für Generationen ist es, ihnen gerecht zu werden in Leben und Forschung.

Auf das Rätsel der „Einordnung des Menschen in das Weltganze“, das von jeher zwischen den Theologen, den von Gott Wissenden, und den Anthropologen, den vom Menschen Wissenden (im weitesten Sinne) strittig ist, stoßen wir Praktiker der Menschenkunde heute wohl am häufigsten. Uns, den ernsthaft um den wirklichen Menschen und um sein Lebensrecht Kämpfenden, steht in dieser Hinsicht kaum eine hohe Kultur so nahe wie die altchinesische. Und so haben gerade wir aus unserem

Tun und unseren tiefsten Erfahrungen heraus ein ganz natürliches warmes Heimatsverhältnis zu der Weisheit des Ostens. Hören wir daher von der Krisis und Gefahr im Reiche Laotzes und Kungtses, so ergreift uns Sorge für ein Stück heimatlicher Welt. Uns wäre leichter zumute, wenn sich die Kraft des alten Kulturguts auch auf dem Boden noch bewährte, wo es gewachsen ist. Die bedrohlichen Gegnermächte sind die gleichen, die wir täglich erleben, in der Arbeit mit Menschen wie im geistigen Kampfe für unser Menschenbild und unser Weltbild. Und so ist, was wunderlicherweise nicht nur die gleichsam negativen Snobs, sondern auch manche verständige skeptische Zeitgenossen als Modeströmung kennzeichnen, jedenfalls bei einigen von uns sicher eine tief und lebendig sich auswirkende Neigung zur altchinesischen Kultur und Weisheit.

Wenn man das pathetische Wort wagen will: Es handelt sich für einige von uns wirklich um eine Schicksalsgemeinschaft derer, die Mensch und Welt in einem ganz bestimmten Aspekt erblicken — einem Aspekt, der uns verlorengegangen war. Wir hoffen, daß dieser Verlust nicht endgültig sei, und in dieser Hoffnung brauchen wir neben unseren eigenen Weisen und Wissenden als „ewige Gefährten“ die Weisen Chinas.

## U M S C H A U

Ein anthropologischer Fund bei Peking

Dem Bericht von Davidson Black in *Palaeontologia Sinica*, Serie D, Bd. VII, Faszikel 1, Peking 1927, entnehmen wir folgende interessante Angaben über hominide Zähne, die bei Dschou Gou Diën, südwestlich von Peking, gefunden wurden.

Der erste Hinweis auf einen frühen Menschentyp in Nordchina scheint von Prof. Max Schlosser, München, auszugehen, der im Jahre 1903 über die fossilen Säugetiere Chinas be-

richtete. Im Jahre 1920 hat dann Zdansky, ein Teilnehmer der Expedition Anderssons, Ausgrabungen fossiler Knochenreste in Dschou Gou Diën vorgenommen und später in Upsala untersucht. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen ließen keinen Zweifel, daß es sich bei den fraglichen Knochen um Zähne einer frühen Menschenart handelte. Es wurden daraufhin von der Geological Survey of China unter Leitung von Dr. Bohlin und Mr. Li weitere Ausgrabungen auf dem Feld von Dschou Gou Diën